

In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 68.

Posen, den 22. März 1928.

2. Jahrg

Bobsinen

Ein Sportroman von Jenzried von Westmar.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ein kurzes Schütteln der Urne, ein Rascheln im Innern des Gefäßes, dann folgte Name auf Name, trat der Gerufene jedesmal vor, um hineinzugreifen zwischen die Papierblätter, die für sie alle hier so viel bedeuten.

Und im Zurücktreten in die Reihe der Kameraden jedesmal dasselbe Bild: ein hastiges Entfalten des Zettels, ein kurzer Blick auf die Nummer, und dann die wispernde, raunende Unterhaltung der gesamten Mannschaft über den Wert der gezogenen Startfolge. Auch soviel Köpfe, soviel Sinne, auch hier Abwägen der Chancen auf der einen, gleichgültiges In-die-Taschenstecken des Zettels auf der anderen Seite.

Der junge Führer zog Nr. 1. In möglichst lauen, allen verständlichen Reden verbreitete er schon jetzt die Ansicht, daß der Start mit dieser Nummer für ihn aussichtslos sei. Man konnte nie wissen, wie es kam, und es war gut, sich von Anfang an ein wenig festzulegen.

„Deine Startnummer muß erst noch geboren werden,“ lachte der lustige Bremser über seinen Kapitän.

„Herr Sportwart!“ Der Kleine trat vor.

Mit etwas unruhiger Hand griff er in die Urne, fasste nach dem zweiten Zettel, der ihm zwischen die Finger kam; dann trat er zurück. Leise zitterte das Papier, als er es entfaltete: „16“.

Also im ersten Lauf in der Mitte, im zweiten am Schluß.“ Sein Bremser hatte es gesagt, und der Kleine nickte zustimmend. Dann sah er schweigend vor sich hin. Es gab schlechtere, es gab aber auch bessere Nummern.

Einen Augenblick schielte der Lange zu ihm herüber: was die Kerle alle für ein Theater machen mit ihrer Startfolge! Ihm war's ganz wurscht, wo und wann er fuhr.

Als letzter entnahm er der Urne den einzigen, noch übriggebliebenen Zettel. Es war Nr. 15. Im ersten Lauf lag er also direkt vor dem Kleinen, im zweiten 30 Nummern besser. Die Chancen waren gut.

Der Major klappte die Nennungsliste zusammen. Dem Sanitätsrat gab er ein kurzes Zeichen, daß er zu Ende sei. Der räusperte sich dröhnend, nahm mit mächtiger Bräke die tiefdunkle Zigarette aus dem Munde, strich den Magnarenbart zur Seite und stand nun, alle um ihn her um Haupteslänge überragend, im Kreise:

„Lebe Freunde! Die Auslosung ist beendet. Was sich auch alle für Nummern gezogen haben mögen, ausschlaggebend werden sie letzten Endes nicht sein. Den Erfolg zeitigt nur das Können.

Schneid, Hingebung, Wille zum Sieg, lebe Sportfreunde, das sind die Eigenschaften, die der Bobsport von uns verlangt. Nur wer sie ganz vereinigt, kann und soll deutscher Meister werden.

Schneid, Hingebung und Wille zum Sieg! Mögen alle drei morgen bei Ihnen sein, wenn das Kommando zum Start Sie auf die Reise schickt. Dann wird auch der beste unter Ihnen mit Recht deutscher Meister werden!“

Die gütigen braunen Augen des mächtigen Mannes sahen grüßend in die Runde, dann nickte der gewaltige Kopf abschiednehmend, und unter dem Beifall der Versammelten verließ der Vorsitzende der Rennleitung den Raum.

Der Lange nahm noch einmal seine Mannschaft zusammen:

„Punkt neun Uhr sind Sie morgen am Start. Bremser, der Schlitten steht um sieben Uhr am Aufzug. Sie sorgen für sachgemäße Anhängen ans Seil, damit mir die Kerle die Kufen nicht wieder verbiegen. Ich erwarte Pünktlichkeit, sonst werde ich grob!“

Dann ließ er sie stehen, ging in langen Schritten durch den Raum, durchquerte die Hotelhalle und saß wenige Minuten später in der Bar neben der Baronin, die ihn hier oben schon erwartet hatte. Sie war allein. Der Mixer hatte ihr einen Trunk hingestellt und war noch einmal in die Halle hinuntergegangen.

„Hab' ich Sie lange warten lassen?“ Dicht beugte sich der Graf zu ihr herab.

„Nun sind Sie ja hier, und mein Warten war nicht umsonst.“ Die Baronin hielt seinem Blick stand. Wie ein verängstigtes Häschchen kauerte sie sich unter der Wucht seiner Blicke zusammen, und ein Gefühl der Unterlegenheit, des Sich-hingeben-müssen beschlich sie, das sie verwirrte und zugleich beglückte.

Hastig griff sie nach seiner Hand. Mit eisernem Griff umspannte er ihr Gelenk, riss sie hoch und küßte sie heiß und lange auf den Mund.

Wie eine Raute wand sie sich unter seinen Liebkosungen, wild erwiderte sie den Druck seiner Lippen und ließ erst von ihm ab, als die Schritte des Barkespers auf der Treppe zu hören waren.

Rasch ordnete sie vor dem Spiegel des Handtäschchens die wirren Haare, beseitigte mit Puderquaste und Lippenstift die Spuren dieses kampflosen Ringens zweier Herzen. Dann war sie wieder ganz die schlanke, erotische Baronin.

Die Schwester hatte vor der Tür des Sekretariats gewartet. Sie mußte Gewissheit haben über die Reihenfolge des Starts. Und als der Kleine herausgekommen war, hatte sie ihn nur fragend angesehen. Das wußte er, daß sie um ihn gebangt hatte.

Er gab ihr den Zettel mit der Startnummer. Einer schnellen Blick warf sie darauf.

„Und der Lange?“

„Fünfzehn!“

„Werden Sie ihn trotzdem schlagen können?“

Der Kleine hob die Achseln.

„Ich weiß es nicht, er liegt günstig. Und trotzdem, ich will's versuchen, und ich werde es schaffen! Nach seinen Zeiten kann ich mich richten, ich muß jedesmal etwas besser sein als er.“

Eine Weile saßen sie noch zusammen und besprachen die Aussichten auf den Erfolg. Es war ihnen nun schon nichts Absonderliches mehr, daß sie nur noch von „ihren“ Aussichten redeten.

Der Kleine hatte sich noch einen Tee bestellt, und während die Mußt ihre Wessen erßlingen ließ, während sich langsam die Halle leerzte und die Fahrer, müde von der Arbeit an den Schlitten, aber auch mit Rücksicht auf den morgigen schweren Tag früher als sonst schlafen gingen, saßen die beiden, ohne viel zu sprechen, einander gegenüber. Die „Bobsine“, die schlanke, rassige Schwester des Langen, und der Kleine, des Langen schärfster Konkurrent.

Die Schwester brach zuerst das lange Schweigen.

„Kleiner, gehen Sie schlafen! Sie haben einen schweren Tag hinter sich, ein schwerer noch liegt vor Ihnen.“

Mit schlanken Fingern ergriff sie das Kognakglas vor sich auf dem kleinen, runden Tisch.

„Den letzten Schluck vor der Meisterschaft auf die „Bobsine“. Morgen setze ich alles auf eine Zahl. Es lebe die Nummer 16!“

Wie zufällig fiel das Glas zu Boden. Mit leisem Klirren brach der Stiel vom Kelch, splitterte das Glas in Scherben. Dann reichte die Schwester dem Kleinen die Hand.

„Morgen abend, so Gott will, sind Sie Deutschlands und Ihrer „Bobsine“ Meister!“

Und wandte sich und ging festen Schrittes die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer.

XX.

Im Frühstückszimmer des Clubhotels war der Teufel los. Dicht besetzt waren die Tische mit Bobmannschaften, die in aller Hast den Morgenkaffee herunterstürzten.

„Wo bleibt denn der Aufschlitt?“

Der Lange sah nervös auf die Uhr. Er hatte schlecht geschlafen, die Baronin machte ihm innerlich doch zu schaffen. Ein rassiges Persönchen!

Wenn nur der junge Führer nicht immer um sie herum gewesen wäre! Aber der Kerl passte auf wie ein Schiekhund und ließ sie nicht aus den Augen.

Der Lange sah aus dem hohen Fenster hinaus auf die Straße. Draußen zogen die letzten Schlitten vorbei. Die kleinen Pferde bimmelten durch die kalte Morgenluft, am Steuer saßen die Kutscher und dirigierten mit hü und hallo die Bobs über die vereiste Dorfstraße.

An der Bremse die treuen Bremser.

Sie hatten den ganzen Kleinram der Bobfahrerei zu erledigen: die Schlitten an den Aufzug zu bringen, das Verwegen am Start zu überwachen, die Bleiplatten zu befestigen und zwischen den beiden Läufen dafür zu sorgen, daß der Bob auch rechtzeitig wieder hochgezogen wurde.

Des Langen Schlitten war nun schon oben am Start, jetzt unterhalb des Gipfels des hohen Berges. Der brave Schatzmeister stand im großkarierten Mantel, der seine Figur noch verdoppelte, an der Waage, hochrot waren Nase und Wangen gefroren, und vor Kälte von einem Bein auf das andere trampelnd, ließ er sich die Startkarten vorzeigen, wog mit Hilfe der Bahnarbeiter die Bobs nach und notierte die Gewichte.

200 Kilo zeigte die Skala, als des Langen Schlitten die Waage beschwerte. Schnell griff der Bremser nach den Bleiplatten, mit geiltem Griff schob er sie unter den Schlitten und verriegelte sie dort.

220 — die Skala schnellte in die Höhe, der Bob hatte die Höchstgewichtsgrenze erreicht.

Schlitten auf Schlitten wurde auf die Waage gehoben. Immer neue Bobs schwebten am Seil von der Talstation über Hügel und Abgründe hinweg zu lustiger Höhe. Eiskalt piff der Wind über die Kuppe des Berges.

Hier oben war alles ein unendliches, kahles Schneefeld. Die kleinen Küsseln schließen den langen Winter-



schaf unter dem weißen Tuch. Dreihundert Meter tiefer erst begann der Hochwald, rauhreifüberzuckert, der in Milliarden Kristallen in der Sonne glitzerte.

Der Schatzmeister fror. In der Starthütte ließ er sich eine Tasse Kaffee geben, und wärmedurchend umklammerte er das Gefäß mit der dampfenden Flüssigkeit.

Krrrrrrr, das Telephon schlug an, sausend riss der Wind das Klingeln mit sich in die Tiefe.

„Hier Start.“

„Hier Ziel. Leitungsprobe.“

Nach der Reihe fragte der Major die Kurven ab. „Waldkurve. Eisenbahn-, S-Kurve.“

Überall meldeten sich die Posten.

„Ist der Bahnarzt schon in der Eisenbahnkurve?“

„Soeben eingetroffen.“

„Sind sämtliche Schlitten verwogen?“

„Zwohl.“

„Danke.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Diebstahl.

Novelle von Paul Kirchhoff.

Peter Vulc gondelte durch die abendlichen Straßen der Stadt, deren winnende wogenden Verkehr eine riesenwelle blendendweißen Lichtes durchflutete. Er nahm sich in seinem übel verbrauchten Werkhof darin aus wie eine Motte im Spiegelsaal. Sacht ging er, mit nicht ganz sicheren, tastenden Schritten, obwohl er heute auch nicht einen Tropfen genossen hatte. Nicht ein winziges Spritzen hatte er ausgetrunken. Und aus gutem Grund. Seine Taschen waren so leer wie das All vor der Erschaffung der Welt. Auch die findigste Hand hätte nicht eine rote Münze darin aufgestöbert. Denn Peter Vulc hatte wieder seine philosopische Zeit, deren Weisheit in dem vielseitigsten Sach gipfelte: „Nicht so tun ist ein erstrebenswertes Daseinsziel!“ Er sagte das nicht mit gewählten Worten, aber er wußte es bestimmt. Und um die schändlichen Folgen dieser zeitweiligen Weltanschauung kümmerte er sich verschlafen wenig. Der Magen knurrte wohl hin und wieder: aber das Brot ist nicht so rar, daß man sich nicht durch ein paar demütig wohlgesetzte Worte an rechter Stelle ein Stück hätte erbitten können. Die trockene Gurgel kramte zuweilen; aber da gibts Kollegen, die gerade am Schanktisch gern mit ihren letzten Groschen die Nächstenliebe pflegen. Peter Vulc tat das auch, wenn er konnte.

Dann aber war noch eins: Tabak muß ein Mensch haben, wenn er leben soll. Alles, was eine Seele hat, raucht Tabak. Der Kettelmann und der Minister. Aber hat man je ein Tier rauchen sehen? Peter Vulc war der felsenfesten Überzeugung, daß sich der Mensch dem Tier nur dadurch unterscheide, daß er eine Seele hat und raucht. Sonst war auch nirgends ein Unterschied zu merken, das heißt, das von der Seele glaubte man wohl so, weiß eben alle glauben. Aber das mit dem Tabakrauchen war eine ganz unüberlegliche Sache.

Man muß also rauchen, um nicht zu vergessen, daß man ein Mensch ist. Bei diesem Schlub seiner etwas zähflüssigen Gedankenfolge angelangt, schmugelte Peter Vulc so tief behaglich, daß über sein runzelhartes Gesicht und selbst über die steile, tiefe Brauenfalte ein verländernd Schimmer ließ... Ob das ein guter Griff war — als er an dem Zeltfarren des fahrenden Händlers vorüberstrich? Ein ganzes Paket Tabak, — und nicht von schlechtesten! — Gestohlen? Gi, wie mans nennen will! Aber ist das eine Schlechtigkeit, wenn sich einer nach Kräften bemüht, nicht zu vergessen, daß er ein Mensch ist?

Einen Diebstahl konnte mans heißen; aber das war dann ein übles Wort für eine erwungene Tat der Selbstverachtung! Diese Rechtfertigung vor sich selbst beruhigte Peter Vulc voll auf. Zugleich wandelte ihn eine unminderliche Lust an, von seinem Reichum zu losen. Freilich — hier im Menschen-

gewimmel ging das nicht. Man mußte Muße haben zum umschlagen Stopfen und Anbrennen.

Gemächlich lenkte Peter Buld quer über die Breite, helle Fahrstraße, die von einem Klingenden, tuenden, sausenden, schwirrenden Gewirr erfüllt war. Ja, ja — wer noch rauchen konnte! Jedem Grasen konnte man sich vergleichen. Denn ob eine Glimmzündel ist oder eine Pfeife, oder solch ein yukig winziges Papiergeröll, das man kaum Tabak nennen kann, weil es in ein paar Rauchwölkchen verhuscht.

Angstlich mit prüfender Sorgfalt fuhren die knochigen Finger in die Tasche. Und es erwies sich, daß diese Tasche doch nicht so leer war wie das All vor der Welterschaffung. Weichlautig und Inisternd bauchte er darin und umschloß einen herbstigen, lockenden Reichtum.

„Den Henker an deinen Hals!“ . . .

Eine wütende Stimme fluchte zu Hörten des versonnenen Wanderers. Der fühlte einen wuchtigen Stoß in die Schulterblätter, neigte sich notgedrungen in eiliger Hast vornüber und lag im nächsten Augenblick unsanft auf hartem Straßenvflaster. Ein paar klappernde Hufe wirbelten mit bewunderungswürdiger Sicherheit über seinen Leib hinweg. Aber Wagenräder rollen in starzhungrige Einfalt ihren Weg. Und vor dem hilflos Liegenden würden sie gewiß nicht innegehalten haben, hätte ihn nicht jäh und überraschend, ein derbe Doppelgriff hochgerissen und mit kraftvollem Ruck auf die Beine gestellt.

Mit kinematographischer Schnelligkeit hatte sich der Vorfall abgespielt. Der Gefährte taumelte zunächst auf schwachen Füßen und sah sich mit wirbigen Kopf um. Rasch hatte sich da ein gassender Haufe Vorübergehender gestaut. Kritische Worte freuzten sich. Vereinzelt klung spöttendes Gelächter heraus. Und der Kutscher mit dem Rotardenzylinder hatte seinen vornehm steifen Rücken vergessen und fuchtelte nervös mit der langriemigen Peitsche. Doch dies albern überhebende Gebaren des Patafaien erbotste Peter Buld erst recht. Trug er die Schuld, wenn der geschneide Tressenaffe harmlose Leute überempelte? Mußte man sich als Steuerzahler zu dem wüsten Ruff noch biße Schimpfreiden gefallen lassen?

Eine Dame aus der umstehenden Menge zupfte den laut Räsonierenden am Ärmel und hielt ihm mitleidig ein Geldstück hin. Aber Peter Buld war heillos ergrimmt. Mit wildem Fauchen wandte er sich, daß sich die mildtätige Geberin rasch und erschreckt zurückzog. Da rückte die Kutsche — auf einen eiligen Wink aus dem Wageninnern — jäh an und verschwand rasch, mit spiegelblankem Schuhdach in dem Gewühl. Die Menge der Fürwirhigen löste sich, und das schiebende Gewoge der Hin- und Herwandernden verzerrte den Einzelnen.

Eine schwere Hand legte sich auf Peter Bulds Schulter. Er drehte sich.

„Ja so,“ murkte er — „bald hätt ichs vergessen. Dank auch! Aber den lackierten Trottel — wenn ich den groischen die Fäust befäum!“

„Deine besten Knochen hätt's kosten können!“ rief der Retter mit dem lantigen Schädel, der Bulds schmächtige Gestalt um zwei gute Handbreit überragte. — Magst jetzt einen ausgeben. Du' Verdienst hätt' ichs schon, denk ich!“

Peter Buld überwand die peinliche Verlegenheit dessen, der sich mit leeren Händen stark verpflichtet fühlt. — „Ob ichs täi!“ — murmelte er zwischen verbissenen Zähnen und sah schief und scheu, mit einem verlegenen Halblachen zu dem Größeren empor. — ob ichs gern täi!“ Aber da rückte die leeren Hosentaschen heraus. Der andere lachte gutmütig. „Wenn halt nix da ist — ledte er die trockenen Lippen — „Und haargenau wie bei mir!“

Nun aber kam wieder das vergnügliche Leuchten in das Gesicht seines Gefährten. Er hatte sich bedacht.

„Wenn du eine Pfeif hättest! — schmunzelte er.

„Einen Tontrumpf hätt ich schon!“ sagte der Große und sah unvermittelt starr geradeaus.

Der andere wußte in seinen Taschen, und seine Mienen verzerrten sich . . . Was war das? . . . Da war kein Tabakpäckchen mehr! Er griff mit trampfhaft grabenden Fingern in alle Winde, nichts! Suchend blieb er stehen und drehte den Kopf. Ob das Päckchen herausgefallen war? Vielleicht lag es noch dort auf dem Asphalt? —

„Wart' mal!“ wandte er sich rasch und rannte den kurzen Weg zurück. Zwei schurfige Rutschspuren auf dem grauen Asphalt kennzeichneten die Stelle. Aber nirgendwo das Päckchen. Hatte schon ein anderer den kostbaren Fund davongetragen? Lachte sich ein Besiediger, dem vielleicht die Banknotenbündel die Brusttasche schwelten, an dem herben, lästlichen Rauch? Ein wahnsinniger Ergrimm und eine schale Hoffnungslerei bespielten den spähenden Sucher. Aber vielleicht — ? Mit verstöri ratlosem Umblid sah er auf. Ging der andere dort nicht mählich rascher? Mit verschieden eiligen Bewegungen, wie einer, der sich sacht zur nächsten Wade drücken möchte?

„Meiner Seel,“ murmelte Peter Buld — „er hat's.“ Und während er hinter dem rüstig Schreitenden hereilte, drängte es sich ihm bis zur sicheren Gewißheit auf: Er hat's! Meinen Hals weiß' ich drum!“ —

In einer spärlich erleuchteten Nebengasse, die sich mühsam zwischen kahlen, toten Häusern hingwängte und in ein unheimliches, linienloses Dunkel einzumünden schien, holte er den andern ein.

„Lauf' nicht sol!“ zog er ihn leuchend am Ärmel.

„Hättest dich heimgetrollt, dacht ich,“ tat der Große gleichgültig und fiel in mäßigen Schritt.

Der Herantommende mußte ein paar Atemstöße verschraufen. Schweigend schritten sie nebeneinander, der summene, schwarzen

Umsterns entgegen, die ihnen wie ein unheimlich träge gehalttes Untier entgegengloste.

„Gib ihn mir zurück,“ sagte Peter Buld jetzt plötzlich scharf und drohend. Die Worte zuckten wie grelle Schläge durch das Dunkel.

Und als hätte ihn die Schärfe seiner Stimme selbst erschreckt, lenkte er milder ein: „Du sollst ja auch davon rauchen! Ich werde doch wissen, was recht ist!“

„Was soll ich zurückgeben?“ tat der andere grob erstaunt. Aber im schwanken Klang seiner Stimme flackerte eine leichte Unsicherheit.

Peter Buld schwieg. Die heiße Wut stieg ihm langsam, wie geballte Faust, in die Kehle. Ein Hinterhaltiger war der — ein ganz Verdächtiger, dem ein Lügenwort mit frecher Leichtigkeit von der Zunge fiel. Aber er klemmte die Finger zusammen und zwang den zitterndheißen Groß zurück.

„Gib den Tabak her!“ — sagte er begütigend mit leiser, schwacher Stimme. „Wir machen halbpari.“

Aber mit drohender Bewegung fuhr der andere auf: Was für'n Tabak, zum Teufel, ich hab keinen! Wo soll ich ihn herhaben?“

Wieder gingen beide schweigend nebeneinander. Buld war unsicher geworden. Redete der Große am Ende doch wahr? Hatte ein anderer das kostbare Päckchen fortgetragen? Mizizrauschi und voll böser Zweifel umlauerte sein Blick die Gestalt des Begleiters, der im finsternen Gleichmut voranschritt, und blieb an der Stelle hafeln, wo die Tasche liegen mußte.

Die dunkle Gasse hatte sich in scharfem Winkel gewandt und war nun lahl und häuserleer. Rechts sank die Böschung zum Fluh, in dessen dunklen Wassern leisraunendes Gluckern und plätscherndes Geriesel klang. Gang fern blinkerten fahl ein paar matte Lichtschein, die wohl von trübumflorten Laternen kamen, auf der schwarzen stillen Flut. Und allenhalben über Wasser und Land, lastete die summe dumpfe Dunkelheit, die hundert drohende Gefahren in ihrem schwarzen Riesenbauch zu bergen schien. Es war ein unheimliches, harrendes, lauerndes Schweigen zwischen den beiden.

Eine wilde unwiderstehliche Sucht besetzte Peter Buld, die Taschen des andern zu bestaunen. Seine Hände zitterten und waren feucht. Er mußte Gewißheit haben. Er mußte wissen, ob der ihn belog und aufzog wie einen unmündigen Schulbuben. Sacht drängte er sich dicht an jenen heran, Seite an Seite. Luchsflink glitten seine Blide über das Gesicht des Fremden und suchten vergeblich durch die Schattenhülle in seinen Mienen zu forschen. Und dann mit raschem Ruck fuhr seine Hand über den mürben, nebelfeuchten Rock des Großen.

Der stand sofort und umschloß mit hartpadendem Griff die suchende Hand. Aus dem höhnisch geöffneten Mund blinkten die starken Zähne und leuchteten im Dunkel wie das Gebiß eines jungen Raubtiers.

Und wie das drohende Knurren eines gereizten Raubtieres klangen die hervorgestoßenen Worte. „Du, deine elenden paar Knochen hab ich dir salviert — ich kann sie aber auch brechen, wenn ich will.“

„Du hast den Tabak,“ zischte der Festgehaltene — „meinen Tabak! Gib ihn her!“

„Und wenn ich ihn hätt“ — höhnte der Große grob — „Grad der rechte Lohn wärs für dein bishen Leben.“

„Gib her!“ gurgelte der Verspottete, riß sich in sinnloser Wut los und fuhr dem Gegner mit gereckten Armen wider die Brust. Dem aber tat kaum eine Hand zur Abwehr not. Die andere fuhr in die Hosentasche und schwang das Päckchen herausfordernd empor.

„Da ist's,“ schrie er mit heiserem Lachen, kaum schneller atmend. „Mein iss's. Und du zieh ab, oder ich hab dir deine Elendsknochen umsonst bewahrt.“

Peter Buld sah sein wild ersehntes Gut in der erhobnen Gegnerhand und fühlte eine jähle Blässe im Gesicht. Wie eine tückische Wildlache gekrümmte sprang er den andern mit gespannten Sehnen an und nötigte ihn zu eng umklammernden Ringen. Die weit überlegene Kraft des Großen drängte ihn leicht zurück, obwohl siebende Wut seine Muskeln spannte. Rückwärtstaumelnd strauchelte er, glitt über den glitschigen Steinbelag der Böschung und rutschte ab. Einen halbverstürtzen Schrei tat er noch. Dann rauschte die träge, schwarze Flut da drunter auf und schob einen Strudel geifernder Spritzer empor . . .

Der andere stand am Rande der Böschung, steif und reglos. Mit stierem Blick sah er eine dunkle, zuckende Masse auflaufen . . . wieder . . . wieder wie erstickter Hilferuf klangs . . . dann war es still.

Da wandte sich der Mann — von jüher Angst durchschüttelt — und rannte mit weiten, gehetzten Schlägen ins Dunkel der schwarzen Nacht, die gleichmäßig und stumpf seine knirschenden Schritte verhallen ließ.

Ibsens Begräbnis.

Neber Henrik Ibsens letzte Worte hat sich eine Legende gebildet, die genau so bezeichnend, aber ebensowenig bezeugt ist wie die Legende von Goethes letzten Wort: „Mehr Licht!“ oder der Auspruch Luthers auf dem Reichstag zu Worms: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.“ Im Augenblick des Todes soll Ibsen ein heftiges „Nein“ hervorgestoßen haben. Das wäre ja ein dramatischer Abschluß für das Leben und Wirken eines großen Weissagers gewesen. In Wirklichkeit war er jedoch ganz bewußtlos, als der Tod eintrat und schon lange vorher. So berichtet Gerhard Gran in seiner soeben bei A. A. Westkauß.

Leipzig, herausgekommenen Ibsen-Biographie: „Henrik Ibsen. Der Mann und sein Werk“, der wir auch noch folgende Schilderung entnehmen:

„Trotzdem es in den letzten drei, vier Jahren um Ibsens Namen ganz still gewesen und kaum ein Paul aus der Krankenstube in die Öffentlichkeit gedrungen war, entstand doch ringsum eine starke Bewegung, als der Tod endlich eintrat. Nicht bloß in Norwegen und in ganz Scandinavien, in der ganzen zivilisierten Welt segte die Todesbotschaft unzählige Federn in Bewegung, in der ganzen weiten Welt erschienen Necrologe in allen möglichen Sprachen.“

In Norwegen bekam man viel zu tun; es galt ja nun, den berühmtesten Sohn des Landes auf eine Art zu Grabe zu tragen, die Eindruck mache; alle offiziellen Herrschäften setzten sich in Bewegung, alle Autoritäten, alle Würdepersonen, alle Spitzen waren nun bereit, dem großen Empörer die letzte Ehre zu erweisen.

Am 1. Juni fand das Leichenbegängnis statt — mit einem Pomp, dessengleichen man noch nicht gesehen hatte — in der Dreifaltigkeitskirche.

Die einzigen, die man in der Trauerversammlung nicht bemerkte, waren Ibsens nächste Mitarbeiter, die Schriftsteller und Künstler, und das war ganz erklärlich; nach ihnen hatte niemand gefragt. Sie waren wohl da, aber verstreut und versteckt in den Schmollwinkeln.

Im Kirchenchor aber saß und stand eine glänzende Versammlung, ich glaube, es gab kaum einen undeckten Herrn — insofen waren alle Anwesenden Henrik Ibsens Kollegen.

Es wurde eine pompos Feier, ohne einen störenden Mierton. Nicht ein tatloses Wort wurde gesprochen, das hätte ahnen lassen, daß der Mann in dem unter Blumen verschwindenden Sarge ein gefährlicher Empörer war, der vor keiner überlegerten Wahrheit Ehrfurcht kannte, daß sein ganzes Lebenswerk das einzige Ziel gehabt hatte, den Menschengeist zu revolutionieren; es fiel kein von seinem Geist besetztes Wort, weder von dem fungierenden Pastor, der sich in seiner Rede auf eine Dankfagung an Gott beschränkte, der seinem Lande einen Mann wie Henrik Ibsen geschenkt hatte, noch von der endlosen Reihe von Kranzpenden, die nur die Institutionen nannten, die sie vertreten. Es war vielleicht auch am besten so; Ibsensche Worte hätten nicht in die Dreifaltigkeitskirche gepaßt, und sie wären vielleicht auch nicht ganz ungefährlich gewesen; denn sie enthalten Dynamit; sie hätten die Kirchenmauern sprengen können.

Es war ein feines Fest; alle offiziellen Autoritäten waren erschienen, auch die Geistlichkeit war zahlreich vertreten, in ihren Ordinen, mit ihren Orden. Früher, solange Ibsen lebte, war die Geistlichkeit nicht so freundlich zu ihm gewesen, sie hatte sogar mehrmals das Volk vor die Wahl gestellt: Christus oder Ibsen? Aber nun stand nichts mehr im Wege; vielleicht sah Ibsen zum erstenmal seinen Fuß in eine Kirche; aber das machte nichts, jetzt war er willkommen, die Geistlichkeit tat ihre größte Kirche weit vor ihm auf.

Während der Zeremonie drängte sich unwillkürlich der Gedanke auf, was Ibsen selbst wohl gesagt haben würde, wenn er zugegen gewesen wäre.

Es hätte ihm wohl gefallen, aber er hätte wohl auch nicht ein Lächeln verbergen können, wenn er so viele von seinen alten Freunden in der schönen Versammlung wiedererkannt hätte: Stenzgaard und alle die politischen Führer, die er so scharf ins Auge gefaßt hatte, Konrad Bernitz und alles, was sich Süße der Gesellschaft nennen konnte, Bürgermeister Stockmann und alle, die eine Dienstnische tragen, Pastor Manders — und in einem Winkel, den Papierblock auf den Knien, die Redakteure Mortensgaard und Hobstad und Billing, die Blattlaus auf Hovstads Reihe.

Endlich waren die Kränze niedergelegt, die Zeremonie war zu Ende, und der Zug setzte sich in Bewegung, ein endloser Zug — die Fahnen knatterten im Winde, der Sarg wurde in die Erde gesenkt, die Studenten sangen, der Handelsstand sang.

Das Ganze war prachtvoll, wirkte aber nicht ergreifend; es wurde ja auch nicht der wirkliche Ibsen begraben, nur seine Fassade.

Den wirklichen Ibsen konnte niemand begraben. Er lebt bis auf den heutigen Tag und wird immer lebendiger, je tiefer wir uns in sein Werk hineinleben.

H.-e.

Zum Kopfszerbrechen.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ah — al — au — ber — blik — bras — dak — di — di — diet — do — ei — en — eu — ex — ge — gie — gol — hi — holm — horst — i — in — ka — ka — kül — le — len — list — ma — mann — me — ne — no — neur — ni — nl — nil — o — pa — pu — ra — ra — re — ro — ro — rit — ro — sa — schar — schmidt — sporn — stadt — stock — ten — ter — teur — teur — uh — ur — us — va — wal — zen

Sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine Sportnachricht ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. neuzeitliche Erfindung, 2. Verwandlungsgrad 3. modernen Schriftsteller, 4. Stadt in Bayern, 5. Oper von W. Wagner, 6. Kunstmuseum, 7. Schuhgeist, 8. politischen Verbrecher, 9. Erdteil, 10. Schriftleiter, 11. Vorort von Hamburg, 12. Nervenschmerz, 13. Hunderasse, 14. Sonntag vor Pfingsten, 15. Blume, 16. Stadt in Nordamerika, 17. europäische Hauptstadt, 18. Gewürz, 19. Sohn Jakobs, 20. Probiert eines Hauss Vogels, 21. Freistaat, 22. Bildbaldapparat ist gill einmal als ein Buchstabe).

Königszug.

dar-		te	in-	zur		daß
an	und	schon	wohl	dach-	wi-	sie
glei-			wer	ne	sich	
die	ge-	chen	len	bai-		kon-
ein-	nicht	dan-	ken		flok-	ten
nie	her	dem		len-	den	mäch-
	zolt		spie-	schwe-	tg	ohn-
der	sturm	ken	ben	und	flok-	und
					flie-	
im		schwan-	schnes-	kon		gen

Bilderrätsel.



Die Ballolleite.

Als läufig ich 'nen Ball besucht,
sah ich die Damen — ei verflucht —
in schönen, teuren Wörtern gehn,
die man, wenn drin ein „b“ verdoppelt,
im Tiergarten kann schwimmen fehn.

Elegante Welt.

Wenn auch die u nicht in der l gefunden,
Läßt ich sie gerne mir — in Mengen — munden.
Ohr' u und ohne l zierte sie den Herrn;
Denn wieder ist die Knopflockblum' modern.

Auslösung Nr. 11.

Königszug: Früher, da ich unerfahren
Und beschiedner war als heute,
Hatten meine höchste Achtung
Andre Leute.

Später traf ich auf der Weibe
Außer mir noch meh're Kälber,
Und nun schäz ich, sozusagen,
Erst mich selber.

(Wilhelm Busch.)

Fürstentümel: 1. Carmen. 2. Chinin. 3. Cooper. 4. Tropen.
5. Chemie. 6. Cousin. — Chopin.

Verstedrätsel: 1. Pfau. 2. Reiher. 3. Ibis. 4. Meise. 5. Elster.
6. Perle. 7. Völle. 8. Nonne. — Graf von Zeppelin (gestorben am 8. 3. 1917).

Nammrätsel: 1. Gurke. 2. Allee. 3. Voile. 4. Narbe. 5. Erbse.
6. Perle. 7. Völle. 8. Nonne. — Graf von Zeppelin (gestorben am 8. 3. 1917).

Traum und Wirklichkeit: Vision — Provision.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Stra. Bonad.